



Der Mensch in der Berufssarbeit

Blume, Wilhelm

Bad Homburg v.d.H., 1957

Der Garten - unser schönes Zimmer

[urn:nbn:de:hbz:466:1-93949](#)

Dritter Teil

Der Mensch und die Stätten seiner Arbeit

Der Garten — unser schönstes Zimmer

Der Neubau als Gemeinschaftsarbeit

Die Arbeitsstätten des Dachdeckers

Ein Gang durch den Fruchthof Berlins

Was ist's, was war's?

Im Büro des Eisenbahnbetriebsamts („25 + 12 — durch!“)

Schrauben, nichts als Schrauben

Im Stahlwerk von Cleveland (Staat Ohio)

Urgewalten im Stau- und Elektrizitätswerk

Der Marsch der Dämmerungsmänner

Nordsee bei Sturm



*Besinnliches aus der Ansprache von Elly Heuss-Knapp
zur Eröffnung der Bundesgartenschau in Hannover 1951*

Das ist nun nicht einfach für mich, als Laie hier vor so vielen Kennern und Könnern der Gartenkunst ein Wort zu reden.

Ich habe in den letzten Tagen, die uns den Frühling bescherten, über manches nachgedacht, und da ist mir klar geworden, daß eigentlich der Garten nichts

weiter bedeutet als den schönen Traum vom Allerreinsten, Allerfeinsten und Alleredelsten, was es gibt, im Grunde der Traum vom Paradies. Die Erinnerung daran steckt immer noch im Garten, da die Blumen unschuldig sind, da die Rosen wachsen und blühen, nur um schön zu sein, freilich auch, um bald zu welken, aber in der Gewißheit eines neuen Frühlings.

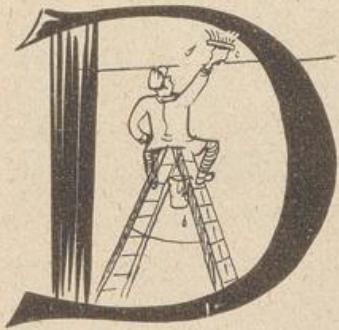
Ich weiß nun genau, daß man auch mit ganz anderen Augen den Garten ansehen kann; man kann etwa von den Schädlingen sprechen, die jede Schönheit zerstören wollen, oder von den vielen Enttäuschungen, die trotz aller Mühe und Sorgfalt durch Witterung oder durch die Ungunst der Bodenverhältnisse die Arbeit des Gärtners bedrohen. Aber trotzdem bleibt es wahr, daß jeder, der durch einen Garten geht, und zwar nicht nur durch seinen eigenen, doch die Vorstellung hat, daß alles für ihn blüht, zu seiner Freude da ist ...

Wie freut man sich an der Mannigfaltigkeit der Schattierungen und Formen innerhalb der einzelnen Arten! Ich denke dabei etwa an die Dahlien. Und das ist das Schönste daran, daß nicht nur in den großen Gärtnereien der Besitzenden oder den Parks die vielen, vielen Spielarten blühen, sondern auch draußen bei den Menschen, die sich mit viel Schweiß ein Siedlungshaus oder ein kleines Eigenhaus gebaut haben. Fast jedes Bahnwärterhaus gibt Zeugnis davon. Da steht der Phlox in einer früher unerreichten Größe und Form, da steht der Rittersporn, der nicht mehr vom Winde umgeknickt wird, da gibt es nun die Iris, die in dieser Ausstellung, wie ich im Katalog gelesen habe, in 700 Exemplaren vertreten ist.

Das hat mir fabelhaft imponiert! Nicht minder, daß die Stauden jetzt überall eingeführt sind, die in meiner Kindheit nur in Bauerngärten Hausrecht hatten.

Aber der größte Unterschied in den letzten Jahrzehnten scheint mir der zu sein, daß der Garten an das Haus herangewachsen ist, sozusagen, daß er ein Stück des Hauses selbst ist, bewohnbar in einem neuen Sinn des Wortes: nicht wie bei unseren Großvätern, daß man herausgehen muß vor die Wälle der Stadt und draußen einen Garten hat, sondern aus dem Wohnzimmer heraus den Garten betritt. Dann erst wird er, was er werden kann: *Das schönste Zimmer*, mit dem Himmel, den Vögeln und den Sternen über sich. Und das ist möglich, auch im kleinsten Behelfsheim und Siedlerhaus ...

Das sind einige Gedankenfäden, die wir hier bei dieser schönen Gelegenheit gemeinsam spinnen wollen. Sie können, verehrte Anwesende, nichts von mir lernen; das habe ich nie geglaubt — — wer bin ich, daß ich mir das zutrauen sollte! Sie können nichts weiter tun, als mit mir ein wenig sinnieren, nachdenken, ein wenig sich daran erinnern: was wäre die Erde ohne unsere Gärten!



Der Neubau als Gemeinschaftsarbeit

Lesen wir, was KARL SCHEFFLER, der das Malerhandwerk erlernt hat und später einer unserer angesehensten Kunstschriftsteller geworden ist, in seinen Jugenderinnerungen darüber bekennt:



Das Schönste in meiner Malerzeit war immer die *Arbeit in einem Neubau*. Freilich, wenn wir Maler anrückten, waren Decken und Wände geputzt, der Maurerpolier, der bisher das Zepter geführt hatte, war kaum noch anwesend; der Ofensetzer war schon dabei, die Kachelöfen aufzurichten.

Das erste für uns war, die Decken im obersten Stockwerk mit Leimfarbe zu streichen. Die Gerüste wurden von Zimmer zu Zimmer getragen, und in dem Maße, wie die Arbeit fortschritt, wie sie — namentlich in Villen — von den Dachräumen zu den Schlafzimmern im ersten Stock und von dort zu den Gesellschaftsräumen des Erdgeschosses hinabstieg, wurde sie interessanter. Die Tapetenproben wurden kostbarer; sie haben mich immer besonders gefesselt, deshalb habe ich wohl auch in meinen ersten Schriftstellerjahren mich als Tapetenzeichner über Wasser gehalten; auch die Decken waren im Erdgeschoß reicher zu verzieren, und an die Stelle der Leimfarbe trat die Ölfarbe.

War der *Töpfer* irgendwo fertig, gleich waren wir mit unseren Leitern und Brettern da. Der Fußboden war noch nicht gelegt; zwischen den Tragebalken war die Schüttung gestreut. An den Wänden arbeiteten die *Elektrotechniker*; sie waren dabei, die Leitungen zu legen und die vielen buntumsponnenen Drähte zu entwirren. Fenster und Türen fehlten noch, und der Blick schweifte durch die leeren Fensterhöhlen ins Freie über die Gärten. Wenn wir mit den Decken fertig waren, erschien prompt der *Tischler*, um die Fensterrahmen einzusetzen und die Türen einzupassen. Dann erschien der *Glaser*; er legte die Fenster über zwei Böcke, schnitt die Scheiben nach Maß, füllte die Fugen mit weichem Kitt und fuhr glättend mit einem stumpfen Messer hinauf und herab. Dann legte der *Zimmermann* den Fußboden. Sein Nageln schallte durch das ganze Haus. War er fertig, mußte der Fußboden gleich geölt werden, weil Tritte und Schrammen in dem weichen Holze sonst dunkle Stellen zurückgelassen hätten. Die Nagellöcher wurden erst nachher gekittet, da der Kitt im ungeölten Holze nicht haftet. Nun wurden auch die bereits grundierten